

Da hättet Ihr nur sehen und hören sollen, was das für ein Gerede und Gethue war in dem Hause der vornehmen Städter, des reichen Kaufmanns, als der Brief des Sohnes ankam und es nun hieß: der Gottlieb will kommen mit seiner Braut! — Statt daß sich die Mutter hätte freuen sollen, sagte sie verlegen: Nun, abschreiben können wir's ihm freilich nicht — wir müssen ihn kommen lassen, aber wir wollen lieber gleich vorher noch eine große Gesellschaft geben, da überlaufen uns denn doch unsere Bekannten nicht, wenn das Brautpaar da ist — ich wäre des Todes, wenn ich ein Bauermädchen als meine Schwiegertochter Jemandem vorstellen müßte.“

„Um's Himmels Willen!“ rief die Tochter Linda, die eben erst siebzehn Jahre alt geworden, „ich fielen in Ohnmacht, wenn der sonnenverbrannte gemeine Bruder mich Schwester zu nennen wagte, daß es der schöne adlige Herr Lieutenant hörte — der würde doch dann gewiß kein Wort mehr mit mir reden!“

„Es ist schrecklich, so gemeine Verwandte zu haben!“ seufzte der achtzehnjährige Rudolph, „ein Glück, wenn das Mädchen hübsch ist, bei so einer Schwägerin kann man sich schon was erlauben!“

Der Vater ging unruhig in der Stube hin und her und sagte: „Sie werden doch wohl nur kommen, sich ein schönes Hochzeitsgeschenk zu holen, wir wollen ihnen dasselbe je eher je lieber geben, damit wir sie auch eher wieder los werden. Gott sei Dank, daß sie mich weiter nichts angehen — in meiner Familie sind keine solchen räudigen Schaaf!“ —

Hätte der gute Gottlieb nur eine Ahnung von diesen schändlichen Reden und Gesinnungen in seiner Familie gehabt, er wäre gewiß nicht gekommen, aber er war viel zu gut und ehrlich, um sich davon nur einen Begriff machen zu können, denn wenn er auch ihren Hochmuth kannte und früher schon oft genug eine zurücksetzende und harte Behandlungsweise hatte erleben müssen, so hatte er doch keinen Begriff von der Größe solches empörenden Hochmuths. Er hatte nie, nachdem er einmal bei einem Gutsbesitzer in Dienst gekommen, nur das Geringste von seiner Mutter und seinem Stiefvater verlangt und erhalten, trotz dem Ueberfluß, in dem diese schwelgten. Er war viel zu stolz, um von etwas Anderem leben zu wollen, als von dem wohlverdienten Lohn seiner eigenen Arbeit und Mühe. So, wußte er, konnte er seinen reichen Verwandten unabhängig gegenüberstehen und hatte nicht nöthig, sich vor ihnen zu beugen. Sie hatten auch kein Recht dazu, zu argwöhnen — wie die reichen und vornehmen Leute immer bei den armen und niedriggestellten thun — daß er sich ihnen jetzt um irgend eines Vortheils willen nahe, da er noch nie einen von ihnen gehabt

hatte. Er dachte, der Brunk, welcher seine Mutter umgab, könne wohl eine Scheidewand aufgerichtet haben zwischen ihr und ihm, dem dieser Brunk sonderbar und lächerlich vorkam und der sich nicht in ihn zu finden wußte, aber Gottlieb konnte nicht denken, daß seine Mutter ihr Herz ganz von ihm abgewandt habe, daß nicht das edle heilige Muttergefühl sein Recht fordern und den Sieg über alle kleineren Gefühle behaupten sollte. Er selbst sehnte sich jetzt an einem so wichtigen Abschnitte seines Lebens so innig nach dem Segen seiner Mutter, sollte sie nicht selbst eine ähnliche Sehnsucht empfinden? — Unter solchen Voraussetzungen hatte er sich bei den Seinigen angemeldet und den Tag seiner Ankunft so ziemlich bestimmt. Er hatte den Brief schon abgeschickt, als er seinen Kalender zur Hand nahm und darin las, daß gerade bis den Tag vor dem seiner Abreise Jahrmarkt in der Stadt war, in die er wollte. Halt, dachte er, das paßt eigentlich gerade, da könnte Röschen den Jahrmarkt benutzen und gleich einige Einkäufe zur Aussteuer machen. Er theilte dies Röschen mit und daß sie lieber einen Tag früher fahren wollten. Sie war es für ihre Person sehr gern zufrieden und hatte nur die Bedenklichkeit, daß sie dann kommen würden, ehe sie erwartet worden. „Oho,“ versicherte Gottlieb, „das schadet nicht das Mindeste. Meine Mutter ist immer auf Gäste eingerichtet, und Knechte und Mägde, oder vielmehr wie sie sagen, Bedienten und Kammerjungfern, sind immer zu Hause, wenn auch ja meine Angehörigen nicht selber da seyn sollten, oder etwas Anderes vorhaben, da wollen wir sie nicht weiter abhalten. Darum wollen wir uns ja keine Sorge machen und getrost fahren.“

So fuhren sie denn auch in einem kleinen Planwägelchen, mit einer Schecke bespannt, die Gottlieb selber leitete. Es war ein kühler Herbsttag und sie reisten ab, noch ehe die Sonne auf war. Nicht nur, daß sie ziemlich weit zu fahren hatten und die Schecke doch nicht allzusehr anstrengen wollten, sondern sie gedachten auch in dem nächsten kleinen Städtchen einen Better Röschen's mit zu besuchen. Der Better Adam war ein Schuhmacher und sah verwundert auf, als draußen ein Wägelchen hielt. Kommt wohl Kundschaft vom Lande, dachte er, und sah zum Fenster hinaus. Die schmucke Meisterin guckte ihm über die Achsel und brach in einen Freudenschrei aus, als sie Röschen erkannte. Das Paar ward auf's Herzlichste willkommen geheißen, auch die Kinder drängten sich zutraulich heran. Die Stube war zugleich auch die Werkstatt, aber das störte nicht, auch Geselle und Lehrling wurden behandelt, als wenn sie mit zu der Familie gehörten. Die lieben Gäste bald wieder fort zu lassen, daran war kein Gedanke.

(Fortsetzung folgt.)